



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

ANNA BURNS



AUS DEM ENGLISCHEN
VON ANNA-NINA KROLL

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »No Bones«
im Verlag Flamingo, London

© 2001 by Anna Burns

Für die deutsche Ausgabe

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

Unter Verwendung der Daten des Originalverlags,

Foto: © Elena Dorfman, Illustration: © Jamie Keenan

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50014-1

E-Book ISBN 978-3-608-11864-3

**Für Georgia, für Margaret
und für Mitzi**

DONNERSTAG, 1969

Die Unruhen begannen an einem Donnerstag. Um sechs Uhr abends. So jedenfalls erinnerte sich Amelia daran. Am sonnigen Morgen jenes Tages stand sie um kurz nach halb elf am oberen Ende der Herbert Street, in der sie wohnte, an der Kreuzung zur Crumlin Road gegenüber der Protestantischen Pommesbude, streichelte ihre Raupen und unterhielt sich mit ihren Freunden. Ihre Freunde waren Roberta und Fergal und Bernadette und Vincent und Mario und Sebastian, und während sie sich so unterhielten, kam eine weitere Freundin, Bossy, mit ihrem Gokart angefahren und sagte:

»Seiter nicht traurig? Ich bin traurig.« Und dann sagte sie nichts weiter.

So war Bossy. Sie warf einen Informationsshappen aus, um ihr Interesse zu wecken, und dann machte sie dicht, wie versehentlich, und dann standen sie da, neugierig und verwirrt, und bettelten nach mehr. Amelia war auch neugierig und verwirrt, aber sie weigerte sich, nach mehr zu betteln. Vincent hingegen tappte jedes Mal in die Falle.

»Was meinst'n du? Was meinst'n du? Was meinst'n du?«, rief er.

»'s gibt Ärger«, sagte Bossy, und sprach jetzt ganz schnell, weil ihr Kopf fast platzte vor lauter neuem Wissen, das rauswollte.

»s geht heute los. In Derry isses schon losgegangen. s wird gefährlich, und das heißt was Schlimmes. Das heißt, dass wir nicht mehr hier spielen können.«

Die anderen guckten sie nur an. Wie konnte etwas so gefährlich sein, dass sie nicht weitermachen konnten wie sonst? So übel, dass sie nicht mehr oben an ihrer Straße spielen konnten? Sie warteten ab, ob Bossy weitere Informationen preisgab. Das tat sie nicht. Sie hatte ihnen den zweiten Happen hingeworfen und wartete jetzt ihrerseits darauf, dass ihr gespanntes Japsen das nächste Stichwort lieferte. Amelia war genervt.

»Wir brauchen dich nicht, um uns das zu erzählen, Bossy«, sagte sie. »Das wissen wir schon, wir wissen das schon« – dabei wussten sie gar nichts.

»Ach so«, sagte Bossy. Sie ließ den Kopf hängen. Sie hatte gedacht, sie bräuchten sie. Aber sie nahm Amelia beim Wort, denn im Großen und Ganzen war sie selbst nicht so wachsam und argwöhnisch und ausdauernd misstrauisch wie Amelia, und sie hob eine Raupe auf, die ihrer Freundin aus dem Haar gefallen war. Sie gab sie zurück, und Amelia nahm sie entgegen und schämte sich jetzt ein bisschen, dass sie so bissig gewesen war. Wenn Bossy doch bloß nicht andauernd das Sagen hätte haben wollen.

»Na ja«, sagte Amelia und setzte die Raupe in ihre Tasche, auf fünf andere, die schon drin waren. Sie versuchte, großzügiger zu sein. »Wir wissen nicht alles, Bossy. Vielleicht kannst du uns die paar Kleinigkeiten erzählen, die wir noch nicht wissen.«

Das tat Bossy also. Ihre Laune besserte sich gleich, und ihr zuzufolge, aber da mochte sie das eine oder andere dazuerfunden haben, hatte ihre Ma, nachdem sie die Nachrichten gehört und mit den Nachbarn gesprochen hatte, ihrem Pa erzählt, dass es Kravalle geben würde und dass jetzt, falls noch irgendwo Ausrüs-

tung eingelagert wäre – das hieß: Waffen, erklärte Bossy –, eindeutig der Zeitpunkt sei, um sie wieder rauszuholen. Es würde Schießereien und Bombenanschläge und Nahkämpfe geben, und wenn sie nirgendwo anders unterkämen, wenn sie nicht aus Ardoyne raus- und wegstämen, müssten sie wohl oder übel in ihren Betten verbrennen.

Das klang zu dick aufgetragen. Das musste doch ausgedacht sein, wie sonst konnte es sein, dass keiner der anderen davon gehört hatte? Natürlich hatten sie die Gerüchte gehört. Alle hatten die Gerüchte gehört. Aber da war es um Derry gegangen, das war ein anderes Land, ein anderer Planet. Was hatte Derry mit Belfast und mit ihnen zu tun?

Also taten sie Bossys Neuigkeiten ab und spielten an jenem Tag an der Straße wie immer, auf der einen Seite der schmalen Crumlin Road, die sie vom Protestantischen Shankill auf der anderen Straßenseite trennte. Es war offensichtlich, dass Bossy sich nur hatte wichtigmachen wollen, weil sie wieder alles über alles wusste. Und es war genauso offensichtlich, dass sie da etwas ganz gehörig falsch verstanden hatte.

× × ×

Die Unruhen begannen an einem Donnerstag. Um sechs Uhr abends. Und sieben ganze Tage später, Amelia zählte mit, konnte sie kaum glauben, dass sie tatsächlich immer noch im Gange waren. Jeden Abend hatte man sie seitdem früh hereingeholt, und es waren dicke Bretter von innen und außen vor die Fenster montiert und die Vorder- und Hintertür sicher verschlossen und verriegelt worden. Amelia lebte mit ihrer Ma und ihrem Bruder Mick und ihrer Schwester Lizzie und ihrer Tante Dolours und ihrem Pa zu-

sammen, wenn er da war, aber das war er oft nicht. Er war bei der Handelsmarine, und deshalb war er diesmal in Südamerika. Amelias Ma schickte ihm immer Telegramme. Sie wusste nicht, ob er die bekam oder nicht. Neben den Menschen, die mit Amelia zusammenwohnten, gab es noch ihre geliebte Raupenschar, ihre Papierpuppen, den trächtigen Hund der Familie und Jat, einen Freund ihres Bruders. Amelias Mutter war auch schwanger, und obwohl Amelia das mit dem Hund und den Welpen verstand, konnte sie das mit ihrer Mutter und dem Baby irgendwie nicht verstehen. Ihr Verstand konnte eine derart seltsame Information einfach nicht greifen, und so kam es, dass sie es immer und immer wieder einfach vergaß.

Am Mittwoch nach dem ersten Donnerstag, an dem Bossy ihnen die Neuigkeiten überbracht hatte, zählte Amelia vom Anfang der Straße aus auf der einen Seite dreizehn und auf der anderen neun Häuser, die in diesen Unruhen bislang niedergebrannt worden waren. Amelias Haus war das achte von unten, sodass ihren Berechnungen und den Gesetzen der Vernunft zufolge noch sechs Häuser dran waren, bis die Brandstifter bei ihrem anlangten. Am Abend bevor die Krawalle losgingen versuchte sie, ihrer Mutter das zu erklären. Sie hatte gedacht, das würde sie beruhigen und ihr Mut machen, aber seltsamerweise tat es das nicht.

»Amelia!« Ihre Ma wirkte ziemlich außer sich. »Um Himmels willen, Kind, ich weiß nicht, was du da redest. Lass mich jetzt in Frieden. Die Sache ist sehr, sehr ernst. Geh und sei still und sei brav für deine Ma.«

Amelia versuchte nicht weiter zu erklären. Manche Leute machten Sachen eben anders. Die Frauen des Haushalts hatten offenbar ihre eigenen Ansichten zu diesen Hausniederbrennungen und zu diesem Krieg. Die Bretter waren befestigt, die Frauen hatten

ihre Knüppel und ihre Backsteine und ihre Messer und ihre Schürhaken parat, alle Behälter waren mit Wasser gefüllt, und der lange Schlauch war am Wasserhahn. Lizzie und Amelia wurden in Straßenkleidern, Regenmänteln und Schuhen mit Kissen und Decken unter den Tisch gesetzt und sollten dort schlafen. Mick und Jat, die zwölf waren, durften den Frauen helfen. Lizzie mit ihren acht Jahren war sehr genervt, denn sie durfte das nicht.

Der Hund saß bei ihnen unterm Tisch. Er war angeleint und ebenfalls sehr genervt. Er wusste, dass etwas nicht stimmte und dass bald das Geschrei und die Männerschritte und der ganze Krach draußen wieder anfangen würden. Er zog an der Leine, die ans Tischbein gebunden war. »Lasst sie nicht von der Leine. Die kommt uns nur ins Gehege«, sagten die Frauen. Amelia redete beruhigend auf sie ein. Lizzie hielt sie am Nackenfest fest.

Lizzie knurrte und fletschte die Zähne, weil sie auf diese Quengelliese von kleiner Schwester aufpassen musste. Amelia wusste, dass sie sauer war, und wollte sie aufmuntern. Sie kitzelte sie im Nacken und schlug vor, ihr eine Geschichte zu erzählen, aber Lizzie hatte kein Interesse an den Fünf Freunden oder Mary Poppins oder Herrn Macbeth, einem Königsmörder, und war absolut abgestoßen von einer Märchenprinzessin Petruschka, die weinte, nur weil sie im russischen Schnee hingefallen war. Ihre Mutter machte das Licht aus, damit niemand durch die Ritzen zu ihnen hereinspähen konnte. Nur das Feuer glühte, und das war heruntergebrannt. Amelia hatte noch eine andere Idee, aber weil sie zur Erstkommunion gegangen war, wusste sie, dass es eine Sünde und eine schlechte Idee war. Ihrer Mammy würde das gar nicht gefallen. Sie fragte sich, ob sie das wohl beichten müsse. Sie beschloss, es nicht zu beichten. Und nun, wo das geklärt war, lehnte sie sich zu Lizzie rüber, um ihr ins Ohr zu flüstern.

Die Bomben waren losgegangen, aber noch war niemand gekommen und hatte versucht, in ihr Haus einzubrechen. Amelias Mutter und Mick waren in der Küche an der Hintertür. Ihre Tante Dolours und Jat hatten sich an der Eingangstür positioniert. Der Hund knurrte, und Lizzie schaute finster. Amelia fasste sie am Arm.

»Komm, wir raten, was in die Luft geflogen ist, Lizzie«, flüsterte sie. Lizzies Interesse war geweckt, und sie hörte sofort auf mit dem Wütendsein. Aber ihre Fantasie war in dieser Hinsicht viel größer als Amelias. Sosehr sich Amelia auch anstrenge, sie kam gedanklich immer nur bis zur Kirche und zur Schule. Sie hasste die Kirche, aber das war nichts verglichen mit dem, was sie für das Schulgebäude empfand. Sonst gab es nirgendwo Gebäude, in denen sie das Gefühl hatte, nicht funktionieren zu können. Keine Frage, diese beiden hatten es verdient, in die Luft gejagt zu werden. Bei jeder Bombe, die hochging, versuchte Amelia zu schätzen, wo sie ungefähr gewesen sein könnte. Lizzie hingegen vernichtete einfach jedes Bauwerk in Belfast, dann schlug sie vor, als Nächstes zu raten, wer erschossen worden war. Das klappte nicht so gut. Sosehr sie sich auch anstregten, es wollte ihnen nach jedem Schusswechsel bis auf ein paar Lehrer kein Name einfallen. Irgendwie war dieser Teil des Spiels nicht so einfach wie der erste.

Amelia tastete nach ihren Raupen. Sie klammerten sich nicht mehr mit den lustigen kleinen Mäulern und Füßchen an ihre Finger, sondern krabbelten nun über die Decken. Sie spreizte die Hände, um sie im Dunkeln zu finden.

»Pssst!«, flüsterte Tante Dolours, denn der Hund winselte jetzt, und Lizzie fing wieder an zu murren. Sie hörten ein Geräusch. Ein leises Geräusch. Es kam von draußen.

Es war an der Tür. Es versuchte, den Briefkasten aufzudrücken. Der Briefkasten war vier Tage zuvor von Amelias Ma versiegelt worden. Wer immer das war, gab auf und schlich vom Briefkasten zum Fenster. Sie standen direkt auf der anderen Seite, nur die Holzbretter, eine Glasscheibe und ein paar Zentimeter zwischen ihnen und Jat.

Amelias Ma und ihr Bruder kamen auf Zehenspitzen aus der Küche und tasteten sich mit ihrer Tante Dolours zu diesem Fenster vor. Aber sie stellten sich nicht genau davor, damit sie nicht erschossen würden. Draußen wurde geflüstert. Drinnen konnte man es hören. Wer immer da draußen war, schien einen Plan zu haben. Es gab ein Gekratze und Gequietsche gefolgt von Gebiege, und bald war klar, dass sie etwas mit dem äußeren Brett machten. Mick lauschte, dann sah er seine Mutter an. »Die haben Werkzeug dabei, Ma«, sagte er. »Die nehmen das Brett ab.«

Amelias Ma tastete nach dem Schürhaken, dann legte sie ihn wieder hin und nahm das Brotmesser, dann legte sie auch das wieder hin und vergewisserte sich eilig, den dicken Bauch vor sich hertragend, ob das zweite Brett, das innere, auch ganz bestimmt fest war. Die Leute draußen bekamen das erste ab. Es fiel, und es krachte, und sie brachen in lautes Gebrüll aus. Dann machten sie sich wieder am Fenster zu schaffen und schlugen sofort das Glas ein.

Hiebe landeten auf dem Holz. Schwere. Richtig schwere. Es wurde von außen mit irgendwas auf das innere Brett eingeschlagen, und dann ertönten aus dem Garten noch lautere Schläge. Hals über Kopf rannten die Jungs hin und ließen die Frauen allein. Der Lärm hielt an. Und dann hörte plötzlich alles auf. Ein hinterhältiges Klopfen ertönte an der Haustür von Amelias Familie.

»Hallo?«, säuselte eine Stimme. »Jemand zu Hause?« Es hätte

eine Männerstimme sein können. Aber auch eine Frauenstimme. Es war ein Mann. Die Stimme war verstellt. Sie war gespielt. »Wir sind's doch nur«, sagte sie. »Seid keine Spielverderber. Warum macht ihr nicht einfach auf?«

»Hör auf mit dem Quatsch«, zischte eine andere Stimme. »Immer musst du so eine beknackte Show abziehen. Komm her und hilf mir, das Ding hier abzumachen.«

Amelias Ma, ihre Tante und die Jungs versuchten, ein zweites Innenbrett über dem ersten Innenbrett anzubringen. Lizzie rollte unter dem Tisch hervor und eilte ihnen im Dunkeln zur Hilfe. Belend und jaulend riss der Hund sich halb los, sein Bauch schwang hin und her, die Welpen schwappten darin herum. Er zerrte den Tisch hinter sich her, und als Amelia das Tier an der Leine zurückziehen wollte, sah es rot und schnappte nach ihr.

Dann vergaß Amelia alles. Sie fiel zurück unter den Tisch und fing an, sich Sorgen zu machen, schreckliche Sorgen. Sie machte sich Sorgen um ihre Raupen, die sich alle verirrtten. Und um ihre Papierpuppen. Die Puppen und deren Papierkleider schnitt sie jede Woche aus der neuesten *Bunty* aus, und sie verwahrte sie in einem kleinen Stapel auf dem Fensterbrett neben ihrem Bett. Sie hatte sie eigentlich vor den Krawallen herunterholen wollen, um sie hier bei sich zu haben, aber in der ganzen Hektik hatte sie es vergessen. Sie hatte sie oben liegenlassen, und da waren sie jetzt, ganz allein, hatten nichts an. Amelia war hier unten, mit nur noch zwei Raupen. Der Rest war verschwunden.

Sie schlief ein. Sie träumte, sie würde einen Apfel von einem Apfelkarren kaufen, der am Ende ihrer Straße, der Herbert Street, stand. »Herbert Street, Herbert Street.« Sie fragte sich im Traum, ob sie das gerade laut sagte. Der Mann, der ihr den Apfel verkaufte, sagte, er sei der Teufel und habe, da sie ja im Erstkommunionsalter

sei, eine lange Liste ihrer Sünden, falls sie mal einen Blick darauf werfen wolle. Doch statt sie ihr zu zeigen, verwandelte er sich in eine rotgestreifte Spinne und lachte nur laut. In Wirklichkeit gab es an der Stelle überhaupt keinen Apfelkarren. Das wusste sie – selbst in diesem Traum wusste sie das. Als sie aufwachte, hatte sie ihre Straßenkleidung noch an, lag ausgestreckt auf der Couch, und Lizzie, die im Schlaf stöhnte, lag halb auf ihr drauf. Das Deckenlicht war an, und Amelia schleckte sich die Hand ab. Sie dachte, es wäre der Saft von dem Apfel, den sie dem Teufel abgekauft hatte. Aber es schmeckte nur nach warmer, schwitziger Haut. Sie hörte mit dem Lecken auf und wischte sich die Hand am Arm ab. Es war Morgen. Obwohl das Brett noch vorm Fenster hing, wusste sie, dass Morgen war. Die Krawalle waren vorbei. Alle waren weg. Sie wollte sich einen Schluck Wasser holen und musste noch immer den Schemel vor die Spüle rücken, um dranzukommen. Es war dunkel. In der Küche war das Licht nicht an und das Brett noch vorm Fenster. Sie konnte das Wasser nicht sofort aufdrehen. Zuerst musste sie feste ziehen, dann noch fester, um den langen Schlauch vom Wasserhahn abzukriegen.

Sie schlief wieder ein, dann wachte sie wieder auf, dann schlief sie wieder ein, dann wachte sie richtig auf. Ihre Ma und ihre Tante und die anderen waren schon auf den Beinen. Es war still. Amelias Ma war losgegangen, um zu schauen, ob man noch Telegramme verschicken konnte. Mick und Jat waren draußen, um in Erfahrung zu bringen, was in der Nacht passiert war. Amelia zog mit zwei Raupen, ihren Papierpuppen, deren austauschbare Kleider inzwischen mit Klebeband festgemacht waren, und ihrer Freundin Roberta los, um zu zählen, wie viele Häuser diesmal abgebrannt waren. Amelias Tante Dolours sagte, sie solle nicht zu weit weggehen und nicht mehr oben an der Straße herumlungern.

Tante Dolours selbst holte erst das äußere Brett von der Straße und dann den Besen aus dem Haus und fegte die Glasscherben auf. Lizzie, die gerade weit weggehen und überall herumlungern wollte, wo sie nicht herumlungern durfte, wurde stattdessen in den Garten geschickt, um die ganzen verkohlten Stöcke loszuwerden. Es war Donnerstag. Der zweite Donnerstag, seit Bossy Amelia vorgewarnt hatte. In Amelias Kopf und ihren Berechnungen zufolge hieß das, dass nun die bisher zweite Woche dieser Unruhen anbrach.

EIN OFFENBAR GRUNDLOSES VERBRECHEN, 1969–1971

James Tone wurde 1953 in einem Zweiparteienhaus in Old Ardoyne in Belfast gezeugt. Seine Eltern hatten die beiden Zimmer im ersten Stock und die Verwandten seiner Mutter, die Lovetts, die beiden Zimmer im Erdgeschoss. Noch bevor ihr Kind geboren war, zogen die Tones nach England, und mit diesem Umzug kappten sie alle Bande zu Irland.

Jamesey wuchs in London auf, wo seine Eltern selten mit ihm und kaum miteinander sprachen und nie irgendjemanden zu sich einluden. Die kleine, stille Mutter verbrachte ihre Abende auf der Sofakante und übte, harmlos zu lächeln, während der kleine, stille Vater krumm in seinem Sessel saß und der Frau und dem Jungen konzentrierte böse Blicke zuwarf. Von Zeit zu Zeit musste er aufstehen, um sie zu schlagen. Eines Tages, als Jamesey zwölf war, regte sich etwas in ihm, und er sagte zu seinem Vater:

»Dad, was ist los?«

Das war so unerhört, dass dem kleinen Mann die Luft wegblieb, und als er sich von dem Schrecken erholt hatte, sprang er aus seinem Sessel auf, schnellte durch den Raum und schlug seinem Sohn mit der Faust ins Gesicht. Er stieß ihn zu Boden, beförderte ihn zerrend und tretend in die Küche und suchte dort in seiner Wut nach etwas, womit er ihn umbringen konnte. Aber da, wo er

stand, kam er an nichts heran, also riss er stattdessen, seinen Jungen immer noch zu Boden drückend, am Gasherd und riss so lange daran, bis dieser umfiel. Als der Herd umgefallen war und Mr Tone die Hände frei hatte, stemmte er sich mit aller Kraft und allem Gewicht auf den Herd, bis sein Sohn auf den schwarz-weißen, glänzenden Bodenfliesen darunter aufhörte zu zappeln und das Bewusstsein verlor.

Das Kind kam auf die Intensivstation. Neun Wochen lang war es im Krankenhaus. Es wurden Meldungen über den schrecklichen Unfall verfasst, die Erwachsenen verloren kein Wort mehr darüber, und James konnte sich nicht erinnern. Aber als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, hielt er sich nur noch selten zu Hause auf, ging lieber zu Freunden oder Bekannten. Vier Jahre später, an seinem sechzehnten Geburtstag, trat er in die britische Armee ein.

Im November 1969 wurde er nach Belfast versetzt. Sobald das Boot angelegt hatte und sie einquartiert waren, ging es los, mit Helm, Gewehr und Rucksack auf Patrouille durch die Straßen der Falls. Alle kamen aus den Häusern, um ihn zu begrüßen. Er kriegte Tee und Brot, Tee und Kuchen, Tee und Kekse, Tee und Chips, Tee und Limo, Tee und Zigaretten. Tee.

Er freute sich, er freute sich sehr, aber über nichts freute er sich mehr als über eine ganz bestimmte Sache, die er wenige Tage vor der Abreise von seiner Mutter erfahren hatte. In einem ihrer seltenen Gratispreisgabemomente war herausgekommen, dass es in Belfast Leute gab, mit denen er verwandt war. Familie. Er hatte gewusst, dass es Tones in der Republik gab, aber über die schwieg man wohl besser. Diese neuen Verwandten jedoch hießen Lovett und lebten an diesem Ort, an dem auch er bald wäre. Natürlich hieß das, dass er sie besuchen würde.

Am gleichen Abend zog Jamesey also wie ein paar andere Soldaten, die Verwandtschaft im Land hatten, in Uniform und mit drei Freunden aus seiner Einheit los, um die Lovetts in Ardoyne zu besuchen. Statt seines Gewehrs hatte er Geschenke dabei, und den ganzen Weg über fürchtete er, dass es nicht die richtigen waren und dass sie, egal wie viele er mitgebracht hatte, irgendwie doch nicht ausreichen würden. Seine Mutter hatte keine Ahnung, wie viele Lovetts es inzwischen gab, aber sie erzählte ihm alles, was sie wusste und woran sie sich erinnern konnte. Also besorgte er Haken und Ösen und Knöpfe und Schleifchen für eine Tante Mariah, die große Näherin, und fürchtete dann, dass er doch lieber Parfüm hätte kaufen sollen; er besorgte Milkschokolade für eine Tante Dolours, die vielleicht lieber dunkle mochte; Zigaretten für eine Tante Sadie, die vielleicht gar nicht mehr rauchte; nichts für einen Onkel Tommy, der so gut wie nie da war; eine Perlenkette für eine Cousine Lizzie, die neun oder zehn sein musste, und eine silberne Gürtelschnalle, die er in Dover mit einem russischen Soldaten getauscht hatte, für einen Cousin Mick, der, wie seine Mutter gehört hatte, ungefähr drei Jahre jünger war als er selbst. Als Reserve hatte er weitere Süßigkeiten für eventuelle weitere Verwandte dabei, und als er sich auf den Weg machte, fürchtete er, dass keiner von diesen Leuten ihn mögen würde, und dann fürchtete er, dass sie ihn vielleicht anfangs mögen würden, sich das aber ändern würde, wenn er ohne die geringste Absicht irgendwas falsch machte.

Bald kamen die vier Soldaten an dem dunklen Küchenhaus in der Herbert Street in dem kleinen, alten, Katholischen Stadtteil namens Ardoyne an. Nur Private Paton trug eine Waffe, seine eigene, ungenehmigte Pistole. Er nahm sie überallhin mit, weil es sich gut anfühlte, und die meisten anderen Soldaten setzten sich,

so sie denn selbst noch keine hatten, ebenfalls damit auseinander, wie sie sich unzugelassene Faustfeuerwaffen besorgen konnten. Die vier erreichten die Straße um kurz nach acht Uhr abends, und das kühle Lüftchen machte ihren Atem vor dem schummrigen gelben Licht aus den Wohnzimmern sichtbar. Das Licht kam von den wenigen Fenstern, die noch nicht verrammelt waren, und der letzten Straßenlaterne, die noch nicht kaputt war. Es stellte sich heraus, dass die Zweifamilienhäuser weiter oben in der Straße, in denen die Lovetts in den Fünzfzigern gelebt hatten, bei den Krawallen abgebrannt waren, kurz bevor die britische Armee eingetroffen war. Aber nachdem er ein paar Anwohner befragt hatte, die vor die Tür kamen, um sie zu begrüßen, fand Jamesey heraus, dass diese Lovetts nur ein paar Häuser weitergezogen waren. Sie gingen zu der Tür, die die Nachbarn ihnen gezeigt hatten, klopfen, und sofort waren Hundegeheul und eine Kinderstimme zu hören.

»Mammy! Die Tür, Mammy! Da ist jemand an der Tür. Mammy, hör doch mal! Da ist jemand an der Tür.«

»Wer ist da?«, fragte eine Frauenstimme. Sie hielt Abstand, war nicht direkt hinter der Tür. Jamesey sagte:

»James Tone hier. Bridey Tones Sohn. Bist du das, Tante Mariah?«

Es wurde still, dann folgte heftiges Geflüster, ehe Riegel zurückgeschoben wurden und die Tür sich fast ganz öffnete. Eine hochschwängere Frau Mitte dreißig mit dickem seitlich geflochtenen Zopf schaute die vier Soldaten, die da vor ihr standen, um den Türrahmen herum an. Sie wirkte verblüfft, und dann ging die Tür weiter auf, sodass sich das volle Licht auf die vier ergoss. Sie wurden in das kleine Haus gezerrt, in dem man direkt im Wohnzimmer stand, und von den drei Schwestern, alle Mitte bis Ende

dreißig und mit geflochtenen Zöpfen, freudequietschend begrüßt. In den Gesichtern sah Jamesey Tone die pure Verblüffung und noch etwas, das ihn froh machte. Sie waren überglücklich, ihn zu sehen, und weil ihm warm ums Herz wurde und er sich nicht mehr so beklommen fühlte, war er selbst bald überglücklich. Er bemerkte ein Mädchen, hübsch, interessiert, kein bisschen schüchtern, das sehr neugierig zusah. Das war Lizzie, und ein kleineres Mädchen, sieben oder acht, war hinter den Hund gesprungen, um sich zu verstecken. Der Hund war ein mittelgroßer, knurrender, gereizter Mischling mit schweren Zitzen, der gar nicht mehr aufhören wollte zu knurren, die seidige Schnauze war komplett in Falten gelegt. Er fletschte die Zähne, und sein Blick schoss von einem Fremden zum anderen, aber er rührte sich nicht von der ausgefransten Decke, die er auf dem Boden wie einen Schatz hütete.

Der Hund wurde von den Frauen angeschrien, dann wurden die anderen englischen Jungs von Jamesey vorgestellt, dann wurden die vier auf Stühle gesetzt, und die Frauen standen einfach vor ihnen und starrten sie an. Nach einer Weile kamen sie zur Besinnung und lachten, und der Teekessel wurde aufgesetzt, und Lizzie wurde zu Dallisons geschickt. Sie sollte Kuchen und Kekse holen und was es dort im Laden sonst noch Leckeres gab. Mit roten Wangen und froh, weil alles so lief, wie er es sich erträumt hatte, machte Jamesey seine Tasche auf und verteilte die Geschenke.

»Wo bist du denn stationiert?«, fragten die Tanten. »Wie geht's deiner Ma?«, fragten sie. »Die schreibt ja nie.« Und nach kurzem Zögern: »Lebt er noch, der Typ, du weißt schon, dein Pa ...?«

Jamesey beantwortete die Fragen über seine Familie und lächelte dabei die Jüngste an. Zwischen den Ohren des Hundes hervorlugend blieb sie in der Ecke hocken. Besonders aufmerksam

betrachtete sie die lange Narbe, die sein Pa ihm irgendwann verpasst hatte. Sie ging von der Schläfe bis runter zum Kiefer. Als sie merkte, dass er sie ansah, schaute das Mädchen schnell weg zum nächsten Soldaten, dann zum nächsten – kurze Haare, grüne Kluft, rosige Gesichter, glänzende Stiefel. Sie zog jedes Mal den Kopf ein, wenn Greg Paton sie dabei erwischte, wie sie ihn musterte, und duckte sich gleich wieder, wenn sie wieder hinsah und er immer noch zwinkerte und Grimassen schnitt.

»Wo ist Onkel Tommy?«, fragte Jamesey nun seine Tante Mariah. Von einem riesigen Teller nahm er sich Battenbergkuchen, den sie ihm aufdrängte.

»Ach, im Krankenhaus ist er, der Tommy. Macht's absichtlich. Für die Aufmerksamkeit. Ihm gefallen die ausländischen Krankenschwesterlein. Südamerika diesmal.«

»Ist er sehr krank?«

»Ach, keine Ahnung. Ach, glaub nicht. Der hat ganz schöne Reserven, wenn er will. Ruht sich aus, flirtet ein bisschen. Alles nur gespielt. Hat eigentlich nix. Der wird uns noch alle überleben.«

Sie setzte sich behutsam auf den Schemel, lächelte, atmete tief durch und richtete ihre Schwangerschaft vor sich aus. Sie sprach nicht weiter über ihren Ehemann, und Jamesey erkannte, dass er, als verloren geglaubter Neffe und dann auch noch als heilbringender Soldat, derjenige war, der ihr Staunen auslöste. Keine der Lovetts schien jedoch zu bemerken, dass sie für ihn genauso erstaunlich waren oder vielleicht sogar noch erstaunlicher, denn sie waren seine Familie, neu entdeckt und quicklebendig. Seine Freunde und er sprangen auf, um den Frauen ihre Sitzplätze anzubieten. Die Frauen scheuchten sie zurück auf den Hosenboden. Sie taten, wie ihnen geheißen.

»Guck mal«, sagte die Jüngste. Sie hieß Amelia. Sie hatte sich

endlich so weit vorgewagt, dass sie an Jameseys Knie stand. Sie hielt eine bunte Dose in der Hand. Sie machte sie auf und hielt sie ein wenig schräg, damit er hineinsehen konnte. Es waren Knöpfe darin, lauter Knöpfe, Hunderte, schien es, und das war ihr Spielzeug.

»Meine Schatzkiste«, sagte sie. »Das nennt sich meine Schatzkiste. Die ist geheim, aber ich lass dich reingucken, wenn du willst.«

»Guck mal«, wiederholte sie und zeigte vier weitere Dinge – einen kleinen Traktor, eine drei Zentimeter große Mistgabel, ein weißes Plastikschauf und eine schwarze Schachkönigin. Jamesey guckte. Sie gab ihm alles in die Hand und verschwand nach oben, um ihre Papierpuppen und Bauernhoftiere zu holen.

»Bridey hat ihre Sache gut gemacht, wenn man sich den Jungen so anschaut«, sagte Tante Dolours. Die anderen nickten. Sie hatten wieder mit dem Starren angefangen. Jamesey wurde rot. Seine Freunde grinsten ihn an. Verlegen bückte er sich, um den Hund zu streicheln. Der hätte ihn gebissen, aber da wurde ein Schlüssel ins Schloss gesteckt, und statt zuzubeißen, rannte die Hündin winselnd zur Tür. Als Mick Lovett hereinkam, sprang sie ihn an. Er war dreizehn, klein, ein zäher, sehr gelenkiger Junge. Er trug einen Seesack über der Schulter und ballte die Hände immer wieder geistesabwesend zu Fäusten. Als der Hund den Seesack sah, sprang er daran hoch, und der Bursche blieb wie angewurzelt stehen und schaute die sitzenden Soldaten an.

»Mick, das ist dein Cousin James Tone. Er ist bei der Armee. Er kommt aus England!«

James stand auf und reichte ihm ungeschickterweise sofort eine kleine Schachtel, in der sich die Gürtelschnalle befand. Das war ihm unangenehm, denn eigentlich hatte er zuerst einfach die

Hand ausstrecken wollen. Die Schnalle war mit fremdartiger Schrift umrandet, und als er sah, was es war, schnappte Mick nach Luft und riss sie aus der Schachtel. Alle erschranken. Sie schauten Mick an. Sie warteten auf eine Erklärung. Warum hatte er sich so daraufgestürzt, warum hatte er sich so aufgeführt?

»Aus der Sowjetunion«, erklärte Jamesey. »Vom Militär. Ich dachte, das könnte dir gefallen.«

»Ach so«, sein Cousin schien enttäuscht zu sein. Er starrte die Schnalle nicht weiter an. Er steckte sie in die Hosentasche und stieß seinen Hund beiseite.

»Platz, Dachau!«

»Ist schon gut, Dach-Hau«, murmelte Amelia beruhigend. Sie versuchte, den Hund von weiteren Sprüngen an den Seesack abzuhalten. »Die haben jetzt alle ein schönes warmes Zuhause. Die sind froh. Die werden es alle gut haben.«

Lizzie schnaubte.

»Sucht nach ihren Welpen«, erklärte sie den Soldaten, aber in einem Ton, der mehr sagte als Worte. Sie lächelte. Die Soldaten schauten sie an. Sie wies auf ihren Bruder.

»Unser Mick hat sich drum gekümmert. Den Welpen geht's gut.«

Amelia schaute auf, als erwarte sie, dass jetzt etwas Fieses käme, und ihre Mutter warf Lizzie, die älter wirkte, als sie war, einen warnenden Blick zu. Die Tanten schnalzten mit der Zunge, sagten aber auch nichts. Jamesey indes streckte jetzt endlich die Hand aus. Mick, damit beschäftigt, eine Limoflasche aus dem Seesack zu holen, sah sie nicht oder wollte sie nicht sehen. Er schüttelte die Hand nicht.

»Oho!«, rief Private Paton. »Was ist das denn? Ist das dieser berühmte Hochprozentige? Wie heißt der noch – Patschien?«

»Das ist Weihwasser«, sagte Mick und reichte die Flasche seiner Mutter. Tante Sadie sagte: »Damit wir das Haus abends damit segnen können.« Paton wirkte amüsiert. Er warf Jamesey einen Blick zu, aber der Teenager war selig und wollte sich nicht beteiligen an Witzen über Leute, die lustig redeten, oder über Weihwasser in Limoflaschen und tote Hunde mit einer hektischen Mutter, die von ihrem übellaunigen Besitzer Dachau genannt worden war.

Drei weitere junge Burschen kamen herein. Die Frauen stellten sie vor. Der Kessel wurde neu befüllt. Micks Freunde waren genauso fasziniert von der Armee wie jeder andere in Nordirland in letzter Zeit.

»In welchem Regiment seiter denn?«, fragte Liam.

»Seiter so richtig fit und alles?«, fragte Terry.

»Kann ich die Waffe mal sehn?«, fragte Jat. Er hatte sie mit Röntgenblick in Greg Patons Hosenbund erspäht.

Paton zeigte sie ihm, und er nahm die Kugeln dafür nicht heraus. Wozu auch? Jat würde sicher auch die Kugeln sehen wollen. Weil sie es nicht an ihren eigenen Gewehren demonstrieren konnten, malten Private Rose und Private Hansford Schaubilder. Erklärten in aller Kürze die Handhabung einer Waffe, Zerlegen, Zusammensetzen und Prüfen des Patronenlagers inbegriffen. Das männliche Publikum war hingerissen, das weibliche nachsichtig und lächelte freundlich, und die Jüngste lief mittlerweile gar nicht mehr schüchtern zwischen den Soldaten umher und redete mal hier und mal da dazwischen, um alles vorzuzeigen, was sie hatte. Mick saß schweigend auf einer Stuhlkante und schaute seinem Cousin und den anderen zu. Er ließ Jameseys Kontaktversuche abblitzen und ärgerte seine Mutter mit seinem Neid und seiner Unfreundlichkeit. Aber die anderen Jungs machten es wett, denn sie

waren herzlich und offen und voller Bewunderung, und der Netteste, der Herzlichste, der Gastfreundlichste der ganzen Truppe war Jat McDaide.

Am Ende des Abends standen zwei der Soldaten auf, um den Abwasch zu machen. Den Tanten blieb die Luft weg, sie wollten nichts dergleichen hören. Den würde Lizzie erledigen, sagten sie. Also machten die Jungs sich stattdessen zum Aufbruch bereit, erduldeten Umarmungen der Tanten, schüttelten Hände und nickten den anderen zu. Draußen auf der Straße sah Jamesey, wie Mick herumschlurfte und mit den Füßen scharrrte. Ihm dämmerte, dass sein Cousin etwas loswerden wollte.

»Die Uhr, dieses Taschenuhr-Teil«, bekam Mick schließlich heraus.

Er sprach leise, schaute Jamesey kaum an. »Ist das noch in eurer Familie? Habter das noch, oder was?«

Jamesey wusste nicht, was er meinte. »Welche Uhr, Mick?« Er beugte sich zu seinem Cousin vor. Er wollte helfen. Micks Stimme wurde noch leiser. Niemand anderes sollte mithören.

»Du weißt schon.« Er quetschte die Worte hervor. »Seine Uhr. Wolfe Tones Uhr.« Jamesey schaute ihn weiter ratlos an. Dann erinnerte er sich an einen der ungeplanten Preisgabemomente seiner Mutter, der lange her war, Jahre.

»Oben in der Schublade deines Pas«, hatte sie nach einem der Gewaltausbrüche seines Vaters gestöhnt. Sie hielt sich einen nasen Lumpen an die frisch aufgeplatzte Lippe. Der junge Jamesey hielt einen ähnlichen an seine. »Ich habe mir alle Mühe gegeben, seit wir nach England gezogen sind«, sagte sie, »und so was hätte ich längst weggeworfen, aber ich weiß nicht, ob er noch weiß, dass er sie hat.«

»Wolfe Tones Uhr!«, rief Jamesey und zog damit die Aufmerk-

samkeit der anderen auf sich. Mick gefiel das nicht. Jameseys Miene hatte sich aufgehellt. Er war froh, bei etwas behilflich sein zu können, was seinem Cousin Mick wichtig war. »Ich weiß, was du meinst, Mick.« Endlich hatte er begriffen.

Jat McDaide schaute herüber.

»Ach, mit Wolfe Tone bist also auch noch verwandt?«

»Wer ist Wolfe Tone?«, fragte Paton mit hochgezogenen Augenbrauen.

Jamesey sah Mick an. Er wusste, dass die Familie seiner Mutter nicht mit Theobald Wolfe Tone verwandt war, aber sein Cousin war rot angelaufen, also sagte er: Ja, sie seien mit ihm verwandt, sowohl Mick als auch er. Doch Jat hörte schon gar nicht mehr hin. Wie immer beim geringsten Anlass war er bereits mitten dabei, über die Helden und Märtyrer der irischen Politik zu referieren, diesmal für Greg Paton, den gelangweilten Private der britischen Armee, der gähnte und sich einen Dreck darum scherte.

»Er war aber doch Protestant, oder?«, unterbrach Terry. Liam nickte. »Und er gab immer gern den Armen Iren.« Sie wirkten unbeeindruckt. Jat wurde sauer. Als Führungsmitglied der United Irishmen ..., sagte er. Als Vater des irischen Republikanismus ..., sagte er. Als einer, der für sein Land und seine Überzeugung gestorben ist ..., sagte er. Die drei Jungs fingen untereinander Streit an. Greg Paton grinste. Er nickte in ihre Richtung. Jamesey war ratlos und fuhr schließlich zusammen, als Mick zu ihm sagte:

»Tu mir einen Gefallen, ja?« Es klang dringend. »Tausch mit mir. Gib mir die Uhr. Ich will die Uhr. Was willst du dafür haben?«

Jamesey schaute seinen Cousin an, überrascht von der Lebendigkeit dieser Stimme, die sich den ganzen Abend selbst ausgeschlossen hatte. Er wünschte sich für Mick, mit seinem entfernten

Vorfahren verwandt zu sein, denn das war offenbar das Einzige, was seine Lebensgeister weckte. Er legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Schon gut, Mick«, sagte er. »Du kannst sie haben. Ich bitte meine Mum, sie rüberzuschicken.« Mick wirkte überrascht. Und dann misstrauisch. Wann hatte schon mal jemand etwas einfach umsonst hergegeben? Er rieb sich den verunstalteten Kiefer und brummte etwas, das vielleicht ein Danke war. Jamesey merkte, wie er das entstellte Gesicht seines Cousins anstarrte. Sofort wandte er den Blick ab. Das sah Mick und ließ seinen Kiefer in Ruhe.

»Unfall«, erklärte er. Seine Stimme war rau. Es war ihm peinlich. »Mit mei'm Pa. Jahre her. Kann mich gar nicht mehr erinnern, wie's passiert ist.« Er sah Jamesey an. Er grinste. »Und was ist mit deinem passiert? Auch ein Unfall?«

x x x

Bei Jameseys nächstem Einsatz war alles anders. Die britische Armee war nicht mehr willkommen in Ardoyne, kam aber trotzdem. Steine wurden geworfen, Mülltonnendeckel geschlagen, Alarm gepfiffen, bloße Hände benutzt, »Mö-hör-der« gerufen, besonders nachts, und Teasia Braniff war verhasst, weil sie denen immer noch Tee brachte. »Jemandes Söhne«, sagte sie. Aber als sie ihr die Tür eintraten, die Böden rausrissen, ihre Heiligenfigur im Klo runterspülten und ihrem Bullet nachts die Kehle durchschnitten, weil er sie tagsüber angebellt hatte, überlegte sie es sich anders. »Höllengeschöpfe«, sagte sie. »Soll die Hölle sie auch schmoren!« Jamesey unterdessen schickte jeder seiner Tanten einen Brief. Keine von ihnen antwortete. Er schrieb auch an Mick. Er schrieb

ihm, nachdem seine Mutter ihm geschrieben hatte. Uhr! Taschenuhr! Ihre Worte sahen erschrocken aus. Was für eine Uhr? Sie könne keine Uhr finden. Jamesey müsse träumen. Und überhaupt, wozu wolle er diese alte Verbindung wiederaufleben lassen? Habe sein armer alter Vater es nicht schon schwer genug in England, ohne dass solches Zeug wieder hochkam? Jamesey schrieb zurück, sie solle weitersuchen. Er habe es seinem Cousin versprochen. Sie vergaß zu antworten. Als sein Vater dann in England ermordet wurde, vergaß auch Jamesey es und erinnerte sich erst wieder, als er zur Beerdigung nach Hause fuhr. Er fand die Uhr sofort, in der untersten Schublade der Doppelkommode seines Vaters, eingewickelt in ein Taschentuch, schlichtes Silber, kaputt, angelaufen, und sie war schwer. Er polierte sie. Vielleicht schon antik inzwischen, dachte er. Hatte vielleicht mal ein Vermögen gekostet. Aber egal. Ihm war sie nicht wichtig, und seine Mutter hätte sie am Ende sowieso weggeschmissen. Mick war sie wichtig, und er hatte sie seinem Cousin versprochen. Er packte die Uhr ein und kehrte damit nach Belfast zurück.

Es war 1971, und es ereignete sich eine enorme Anzahl offenbar grundloser Verbrechen, die sich vor allem in Form von Leichen äußerten, über die manche Zeitungen pflichtschuldig irgendwo auf den hinteren Seiten berichteten. Jamesey achtete inzwischen wie seine Kameraden auf all die Dinge, auf die er achten sollte, und sie gingen auf Patrouille, schärften sich Gesichter ein, behielten Hände im Blick, suchten Dächer, Fenster und Türen ab. Er nutzte Mauern zur Deckung, oder Kinder, und nahm unaufhörlich alles ins Visier, denn er wusste, wenn er einen Schützen sah, einen Mann mit Waffe, dann durfte er abdrücken, er durfte ihn erschießen. »Du beklagst dich wegen Irland«, sagten manche der Soldaten, »aber wenigstens weißt du, dass du irgendwann die Chance

kriegst, jemanden zu erschießen.« – »Besser als Skifahren oder Bergsteigen«, sagten andere.

Jamesey war also eines Tages mit neunzehn anderen auf der unvermeidlichen Fußpatrouille entlang der Butler Street in Ardoyne, als er, während er sich bei einer Art makabrem Walzer mit dem Gewehr um sich selbst drehte, seine Tante Dolours und seine Cousine Amelia auf sich zukommen sah. Seine Tante hatte das Gesicht abgewandt und zeigte keinerlei Anzeichen des Erkennens, und das Mädchen trottete mit einem kleinen Seesack auf dem Rücken neben ihr her. Als sie näher kamen, hängte er sich hastig das Gewehr über die Schulter und sagte lauthals:

»Tante Dolours?« Die Frau reagierte nicht.

Sie ging weiter, aber Amelia mit ihrer grünen Pelzmütze und den Gummistiefeln schaute zu ihm auf, und es dauerte einen Augenblick, aber dann entspannten sich ihre Züge und hellten sich auf. Sie erinnerte sich an ihn. Sie zupfte an ihrer Tante und zeigte mit einer Fäustlingshand auf seine Narbe.

»Tante Dolours – der Soldat! Der Cousin! Das ist er!«

»Komm jetzt, du«, sagte die Frau. Sie zerrte sie grob weiter, und das Kind stolperte gegen einen teerbeschmierten Laternenpfahl. Es versuchte, das Gleichgewicht wiederzufinden. Jamesey reagierte und streckte die Hand aus. Die Frau schlug sie weg, tat jedoch so, als wäre sie nie da gewesen.

»Ach, Kind! Du dummes kleines Kind«, sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen, »pass gefälligst auf, wo du hinläufst.« Sie packte Amelia am Kragen. »Heb die Füße hoch, um Himmels willen!«

Die beiden Zivilistinnen gingen weiter, wobei das Mädchen sich immer wieder umschaute, bis sie eins hinter die Löffel bekam. Jamesey war stehen geblieben. Er stand völlig ohne Deckung da,

schaute ihnen geradewegs auf den Rücken. Ein anderer Soldat kam und stieß ihn an.

»Bleib in Bewegung. Was ist los? Hat die alte Schabracke was gesagt? Bleib in Bewegung. Lass das nicht an dich ran. Bleib in Bewegung. Nicht stehen bleiben.«

Tante Dolours hatte wohl Angst gehabt, dachte Jamesey. Er ging weiter. Er schaute auf die Giebelmauer. Sie musste Angst haben. Auf der Mauer stand KEINE VERBRÜDERUNG. Große weiße Buchstaben. KEINE VERBRÜDERUNG. Er schaute den geteernten Laternenpfahl an. Angst, beschloss er. Sie hatte Angst um sie alle.

Er bekam überhaupt nicht mehr mit, wohin er ging, folgte nur noch den Stiefeln seines Vordermanns. Er musterte keine Gesichter mehr, prägte sich nichts mehr ein und beobachtete keine Ecken mehr vor seinem geistigen Auge. Sein Kopf war woanders. Der formte allmählich einen Gedanken, mit dem es allen viel besser gehen würde. Er beschloss, am nächsten Tag, wenn er außer Dienst war, in seine Zivilklamotten zu schlüpfen und sie zu besuchen. Das würde es einfacher machen. Tante Dolours konnte ihre Nervosität erklären, und er würde sagen: »Schon gut, Tante, war mir schon klar, dass es daran lag.« Er schmiedete weiter Pläne, wie alles ausgehen würde, und als er zum Stützpunkt zurückkam, war ihm schon viel leichter ums Herz.

Aber das hielt nicht lange an. Die Leere kehrte wieder, als er im Speisesaal saß. Das angespannte Gesicht seiner Tante, die Haut wie Granit und seine allgegenwärtige Empfindlichkeit gegenüber Zurückweisung, derer er sich schon immer bewusst war, kamen wieder auf, um ihn von innen heraus zu quälen. Seine Augen wurden stumpf, und schließlich konnte er nicht mehr schlucken. Ohne zu wissen, wieso, stand er auf, um seine Mutter anzurufen, ehe er wieder raus zur Spätpatrouille musste. Er warf die Münzen ein.